

Fortsetzung von Seite 38

unsere Mehrtration berechnet wurde.

Ich ging damals in Kleindietwil in die achte Klasse der Sekundarschule. In der siebten Klasse wäre eigentlich eine zweitägige Schulreise Brauch gewesen. Der Lehrer aber verschob sie und sagte: Wir machen nächstes Jahre eine dreitägige und gehen dann an die Landesausstellung nach Zürich. Im April reservierte er schon eine Unterkunft in Zürich. Genau an unseren drei Schulreisetagen war dann die Mobilmachung, und unsere Schulreise fiel ins Wasser. Wir hatten reduzierten Schulbetrieb, weil gleich zwei unserer Lehrer einrückten mussten. Zwei Klassen hatten jeweils am Morgen, die anderen zwei jeweils am Nachmittag Schule.

Die Polen kommen

An einem Regentag im Juni 1940 kursierte die Nachricht, dass Polen zu uns kommen. Die Lehrer gaben uns frei. Es war ein wahnsinniges Ereignis: Die lange Einkerolonne der polnischen Soldaten, die mit ihren Araberpferden in unser Dorf einzogen. Wir schauten sie mit grossen Augen an. Sie sahen gedemütigt aus, und dennoch beeindruckten sie

«Trotz ihrer Widerstandskraft hätte die Schweiz gegen die Deutschen keine Chance gehabt.»

uns. Wir Oberschulmädchen bewunderten die Uniformen der Wachtmeister und Offiziere. Es waren schöne Männer darunter, die uns gut gefielen. Sie waren im Elsass zusammen mit französischen Truppen vor den Deutschen in die Schweiz geflohen und wurden nun in unseren Dörfern interniert.

Erst kamen uns die Polen fremd vor. Sie wussten fast nicht wohin mit ihrer Kraft, Energie und aufgestauten Arbeitswut. Einige waren raffiniert und versuchten auf jede mögliche Art zu etwas Geld zu kommen. Dem Kohlenhändler konnten sie gesammelte Tannzapfen verkaufen. Sie spritzten sie noch mit Wasser, damit die Zapfen schwerer wurden und sie so mehr verdienten. Aber der Kohlenhändler liess sich nicht hereinlegen.

Im Kompaniebüro konnte man Polen anfordern, die einem tageweise bei der Arbeit halfen. Das entlastete uns in dieser schweren Zeit, in der unsere Männer abwesend waren. Bei uns waren viele Polen auf dem Hof. Am Mittag assen sie bei uns, abends aufs Hauptverlesen mussten sie zurück in die Unterkunft. Einige Polen waren fleissig und baten, dass man sie wieder aufbiete. Man verständigte sich auf Französisch, weil die Polen ja vorher in Frankreich gewesen waren. Einer der Polen spielte bei uns auf dem Klavier jeweils wunderbar Wiener Walzer. Mit einigen Polen hielten wir jahrelang den Kontakt. Als die Polen 1941 an einen anderen Ort gingen, wurden sie von einigen vermisst.

Lieb und Leid

Es gab Liebesgeschichten zwischen Polen und jungen Frauen aus den Dörfern. Die Heerespolizei wollte das verhindern und befragte dann die jungen Frauen. Eine konnte sich zwar nicht an den Namen eines Polen erinnern,



Eine Frau gibt die Richtung vor, eine Kuh zieht den Pflug. Männer und Pferde wurden ab Kriegsbeginn 1939 für den Dienst am Vaterland aufgeboten.



Die Angst im Nacken: Marschbereite Soldaten, Männer und Jungen lesen in den letzten Augusttagen 1939 den Befehl zur Kriegsmobilmachung, die den Schweizer Dörfern die Männer entzog.



«Noch ist Polen nicht verloren»: Vor den deutschen Truppen geflohene polnische Soldaten singen im Juni 1940 nach dem Grenzübertritt in die Schweiz die polnische Hymne.

nem, aber dafür auf die Initialen NB auf seinen Unterhosen. Die Heerespolizei suchte auf den Mannschaftslisten erfolglos einen Polen mit den Initialen NB. Es stellte sich dann heraus, dass es die Abkürzung der Unterhosenmarke war.

Die Schweizer Soldaten bewachten die Polen streng und schritten ein, wenn sie mit Mädchen herumstanden und flirteten. Meine Schwester ging an einem Samstag mit dem Bruder in den Wald, um Beeren zu lesen. Schweizer Soldaten näherten sich und umzingelten sie. Die Soldaten hatten durch den Feldstecher die zwei im Wald gesehen und gedacht, es sei ein Mäd-

chen mit einem Polen. Dabei war es unser Bruder gewesen. Einige Soldaten ärgerten sich, weil sie wegen des Vorfalls länger auf der Wache bleiben mussten. Aber andere lachten darüber.

Es gab auch tragische Geschichten. Als ich am Radio aus meinen Erinnerungen vorlas, meldete sich bei mir eine in der Gegend geborene Frau, die zweifelt herauszufinden versuchte, ob sie das Kind eines schweizerischen oder eines polnischen Vaters war.

Traurige Nachrichten

Wir achteten darauf, dass immer eines aus der Familie die Nachrichten im Radio hören konnte,

um den anderen, die an der Arbeit waren, zu berichten, was Neues passiert war. Manchmal sprach Hitler im Radio. Ich dachte jeweils, dass das ein schlimmer Mensch sein müsse. Man hörte heraus, dass er einer ist, der nichts fürchtet. Man hatte Angst vor den Deutschen und ihrem brutalen Vorgehen. Alle sagten: Wenn sie nur nicht in die Schweiz kommen. Vor allem bei der zweiten Mobilmachung im Sommer 1940 war die Furcht gross, dass die Deutschen einmarschieren würden. Dass die Deutschen den Krieg verlieren würden, hat man wirklich erst gegen das Ende des Krieges geglaubt.

Ich erinnere mich an die Nachricht über die irrtümliche Bombardierung Schaffhausens. Damals hörte man nachts das Furcht erregende Brummen der amerikanischen Bomber, die nach Deutschland unterwegs waren. Ich dachte jeweils, zum Glück ist alles verdunkelt, dann sehen sie unser Haus nicht.

Unsere Lieblingssendung kam abends um neun Uhr auf Radio Belgrad. Wir nannten sie die «Lili-Marleen-Sendung», weil am Anfang immer das gleichnamige Soldatenlied abgespielt wurde. Dann konnten deutsche Soldaten von allen Kriegsschauplätzen Grüsse und Lebenszeichen durchgeben. Immer wieder kamen uns beim Zuhören die Tränen über die armen Soldaten. Alle hörten wir die Sendung und tauschten uns darüber aus.

Fehler in TV-Sendung

Als ich in der TV-Sendung «Alpenfestung – Leben im Réduit» kürzlich die Männer in den alten Uniformen sah, habe ich zuerst gestrahlt. Auch mein Vater und mein Mann trugen diese Uniformen mit den Stehkragen. Das kam mir so heimelig vor. Ich liess mich gern in die Vergangenheit zurückversetzen. Dann störte mich zusehends, dass in der Sendung Altes und Neues durcheinandergemischt wurde.

Da kamen Dinge vor, die es damals noch gar nicht gab. Die Fernsehbauern tischten zwei Frauen im Landdienst etwa Züpfle auf. Um Himmels willen! Züpfle war ein Luxusprodukt, das damals keiner bekam. In der Bäckerei, in der ich aushalf, durften wir das dunkle Brot erst verkaufen, wenn es zwei Tage alt war. Und zu Hause raffelten wir noch Kartoffeln ins Mehl fürs Brot. Einmal sangen sie in der TV-Sendung «Happy birthday». Im Dorf hatten damals die meisten noch nie ein Wort Englisch gehört. In der TV-Sendung wurde auch ein Zaun mitsamt einem elektrischen Viehhüter gebaut. Ich habe mich extra erkundigt: In Urnenbach wurde der erste elektrische Zaun erst im Jahr 1954 installiert.

So wie die Fernsehbauern gemächlich ein paar Kartoffeln ausgruben und mit der Sense herumhantierten, wären sie fast verhungert. Der Arbeitsalltag war viel härter. Die Sendung lieferte ein falsches Bild der Kriegszeit. Vielleicht auch dadurch, dass das Hauptgewicht auf den Soldaten lag. Mein Vater hatte immer grosses Mitleid mit uns zu Hause. Er wusste, dass wir hart arbeiteten und finanzielle Engpässe hatten, während er im Baselbiet ein paar Strässchen bauen half.

Nichts gewusst vom Reduit

Von der Strategie des Reduits habe ich erst nach dem Krieg gehört. Wir gingen immer davon aus, dass wir Frauen, Kinder und Alte im Falle eines Einmarschs den Deutschen ausgeliefert sein würden. Natürlich störte uns das, aber was hätten wir anderes gewollt. Die Männer waren im Militär, und wir waren zu Hause. Wir wussten, dass Brücken gesprengt worden wären, um den Vormarsch der Deutschen aufzuhalten. Wir hofften auch, dass den Deutschen bewusst war, dass die Schweizer Armee gut ausgerüstet sei. Aber wenn Hitler gewollt hätte, hätte er die Schweiz über Nacht überfallen. Selbst wenn der Schweizer Widerstand gross gewesen wäre, hätte die Schweiz gegen die Deutschen keine Chance gehabt. Dafür wäre sie zu klein gewesen.» **GRETI MORGENTHALER-WEGMÜLLER**

Aufzeichnung: Stefan von Bergen, Leiter «Zeitpunkt».

ISLÄNDISCHE EISENBAHN



Weit gedacht

NATIONALRAT: Wir müssen etwas tun.

STÄNDERAT: Ja, und was könnte das sein?

NATIONALRAT: Die Renten erhöhen, die Krankenkassenleistungen ausbauen, die Sozialbezüge verdoppeln, Gratisbier versprechen, irgend etwas halt.

STÄNDERAT: Das kostet aber alles ganz viel Geld.

NATIONALRAT: Egal, Hauptsache, wir tun etwas.

STÄNDERAT: Etwas Grossartiges wäre gut.

NATIONALRAT: Wir könnten den Lebensstandard erhöhen.

STÄNDERAT: Sehr gut.

NATIONALRAT: Dann machen wir das.

STÄNDERAT: Was fehlt dem Lebensstandard denn?

NATIONALRAT: Keine Ahnung. Vielleicht Geld?

STÄNDERAT: Das würde die Sache vereinfachen.

NATIONALRAT: Warum?

STÄNDERAT: Dann könnten wir einfach Geld ins System pumpen.

NATIONALRAT: Was für Geld?

STÄNDERAT: Gepumptes Geld.

NATIONALRAT: Wer leiht uns denn noch Geld? Der Staat ist wegen der Sozialwerke bereits so hoch verschuldet, dass uns keiner mehr Kredit gewährt.

STÄNDERAT: Wir müssen halt einen Dummen finden.

NATIONALRAT: Einen Dummen, der uns noch mehr Geld gibt?

STÄNDERAT: Ja.

NATIONALRAT: Wer ist denn so dumm?

STÄNDERAT: Einer, der unerfahren ist in solchen Dingen.

NATIONALRAT: Einer, der nichts davon versteht?

STÄNDERAT: Ja, am besten einer, der gar nichts weiss.

NATIONALRAT: Ein Kind vielleicht?

STÄNDERAT: Kinder haben doch kein Geld.

NATIONALRAT: Stimmt. Man bräuchte eine ganze Generation.

STÄNDERAT: Das ist gut, wir leihen uns das Geld einer ganzen Generation.

NATIONALRAT: Und Du denkst, diese Generation, der wir das Geld wegnehmen, ist dann damit einverstanden?

STÄNDERAT: Bis die alt genug ist, um sich dazu äussern zu können, haben wir das Geld bereits längst ausgegeben.

Andreas Thiel

Andreas Thiel (zeitpunkt@bernerzeitung.ch) ist Satiriker in Reykjavik und in Zürich.